

Das richtige Leben des  
Alvaro Maderholz

Clemens Böckmann

Das richtige Leben des  
Alvaro Maderholz



Matthes & Seitz Berlin

»... die verfluchte Distanz zu  
Sachen, zur Geschichte, aufzugeben,  
was natürlich zur Folge hat, für die  
unerhörte Nähe zu deren Schutt mit  
dem Leben zu bezahlen.«

Ophelia Antuñez

»I tell you all my secrets,  
but I lie about my past.«

Tom Waits

»Im Kunstwerk artikuliert sich  
die Stimme der Verlierer.«

Leo Löwenthal

# Reise nach Eisenerz

Herbst 2017

Im Spätsommer 2017 kam ich durch Umstände, die in keinem Zusammenhang mit der folgenden Geschichte stehen, für einige Wochen in die Steiermark, wo ich gemeinsam mit anderen jungen Forscher:innen die im Laufe der letzten Jahrzehnte stattgefunden habenden Veränderungen in den erzählten Erinnerungen der Bergarbeiter von Eisenerz untersuchen sollte. Unsere Gruppe bestand aus Sprachwissenschaftler:innen, Soziolog:innen, Meteorolog:innen und zwei Ethnologinnen und schien wahllos zusammengesetzt. Fast alle Beteiligten folgten weniger einem spezifischen thematischen Interesse als vielmehr der Notwendigkeit akademischen Tätigseins. An konkrete wissenschaftliche Ergebnisse der Forschungsreise erinnere ich mich daher nicht – obwohl sicherlich einiges Berichtenswertes über das Leben und das Erinnern von Bergarbeitern herausgefunden wurde, beispielsweise, dass es bisher keine Bergarbeiterinnen in diesen Minen gegeben hatte –, im Gegenteil ist meine Erinnerung in der Rückschau durch Ereignisse geprägt, die mit dem eigentlichen Sachverhalt der Forschungsreise in keiner Beziehung stehen. Die Geschehnisse am Rande dieser Reise führten mich in den folgenden drei Jahren nach Italien, Argentinien, Bolivien und bis nach Chile, stets auf den Spuren jenes Dichters,



Forschung im Bergwerk von Eisenerz

auf den ich hier in Eisenerz gestoßen war. Doch der Reihe nach.

An einem spätsommerlichen Tag im September, spiegelnde Wärme breitete sich noch einmal für eine Woche aus, fuhr ein Teil unserer Gruppe, vier Personen, ein weiteres Mal von unserem Ausgangslager in Graz in den etwa achtzig Kilometer entfernten, knapp viertausend Einwohner:innen zählenden Ort Eisenerz – das Herzstück unserer Forschung.

Nicht ohne Stolz konnte die Gemeinde von sich behaupten, mit 1,8 Millionen Tonnen fast ein Viertel der Eisenerz-Produktion im Deutschen Reich gestellt zu haben. Da diese unsagbare Menge kaum ohne Hilfeleistung zu bewerkstelligen gewesen war, waren ab Dezember 1939 polnische Zwangsarbeiter:innen zum Einsatz gekommen. Ihnen waren in den kommenden Jahren Tausende weitere aus den unterschiedlichsten Gebieten und Ländern Europas gefolgt. Man hätte daher meinen

können, Eisenerz habe sich in diesem Zeitraum zu einer modernen Metropolregion, dem Ruhrgebiet vergleichbar, entwickelt. Die Neuankömmlinge wurden jedoch nicht in die offizielle Einwohnerstatistik der Ortschaft aufgenommen, womit zu erklären ist, dass erst 1951 mit über zwölftausend Einwohner:innen der Höhepunkt in der stadtgeschichtlichen Bevölkerungsentwicklung erreicht wurde. Wegen Veränderungen in der globalen Stahlproduktion und dem Ausbleiben einer erneuten Konzentration auf die heimatlichen Erz-Ressourcen verlor die Erzproduktion an diesem Standort im Laufe der folgenden Jahre schließlich an Bedeutung. Seitdem ist die Zahl der Einwohner:innen rückläufig, was unter anderem auch dazu führte, einer Gruppe ausländischer Forscher:innen Zutritt zu gewähren.

Neben der topologischen und geostrategischen Erforschung der Ortschaft war ein weiterer Fokus unserer Arbeit die Sprache und das Erinnerungsvermögen der ehemaligen Minenarbeiter. Seit den Umstrukturierungen, Rationalisierungen und technischen Weiterentwicklungen der 1980er- und 1990er-Jahre lebten allerdings nunmehr nur noch 25 Mann aktiv vom Erzabbau. Unsere Materialausbeute erwies sich dementsprechend als kläglich. Doch trotz aller Widersprüchlichkeiten und der offensichtlichen Sinnlosigkeit unseres Vorhabens hatte sich bei den Gruppenmitgliedern eine gewisse Zuneigung dem Forschungsgegenstand gegenüber entwickelt.

An einem der trostlosen Abende, die wir meist im Café Wolf verbrachten, einer mitten in Graz gelegenen winzigen, in die Länge gezogenen Bar mit einem Eingangportal aus schwarzem Marmor und einer durch

einen weißen Spitzenvorhang blickdicht gehaltenen Edelstahltür mit Fensteraussparung, hatte Krystyna Landau, die polnische Kollegin, die Ortschaft Eisenerz als »die Niere der Steiermark« bezeichnet. Anfänglich bezog ich diesen Vergleich auf die Farbe des spiegelsymmetrisch angelegten Organs, war doch das visuelle Erscheinungsbild des Ortes geprägt durch einen satten Rotton – ein Rot, das einen hohen Blau-Anteil aufwies, fast ins Braun übergang, sich zu jedem Augenblick aber als ein leuchtendes Rot zu erkennen gab. In kaum einem Winkel der Stadt war keine Spur von diesem ausgegrabenen Rot zu sehen. Wenn man sich einmal in diesem Gedanken eingenistet hatte, fielen einem die Dachziegel, die Straßenschilder, ja die Schnürsenkel der Vorübergehenden erst recht ins Auge.

Weder an dem Abend noch zu einem späteren Zeitpunkt sah ich einen Anlass, Krystyna zu ihrer Annahme zu befragen, wurde dann aber, auf ebenjener Fahrt nach Eisenerz, wo wir bereits begonnene Interviews fortführen und die Kartografierung des Leerstands zum Abschluss bringen wollten, eines Besseren belehrt.

Ich glaube heute, dass es keineswegs ihre Absicht war, alle im Auto an ihrer Erklärung teilhaben zu lassen. Wir passierten gerade den Aussichtspunkt Erzblick und befanden uns auf der freistehenden Strecke, die die letzten Höhenmeter zur Ortschaft überbrückt, als Krystyna zu reden begann, wahrscheinlich beeinflusst von dem zu schnellen Aufstieg und den rasch sich verändernden Lichtverhältnissen. Aufgrund der sehr kurvenreichen Streckenführung war der Eindruck entstanden, die Sonne breche fast zeitgleich von allen Seiten in das Auto herein.



Dieser oder ein vergleichbarer Anblick bewegte die promovierte Ethnologin Krystyna Landauer zu den kaum nachvollziehbaren Aussagen hinsichtlich einer Ähnlichkeit zwischen dem Loch Eisenerz samt der dazugehörenden Ortschaft und Nieren.

Krystyna saß auf der Rückbank, am rechten Fenster, den bewaldeten Hängen zugewandt, und sagte: »Weil die Ortschaft, beinahe invertiert, auf der Rückseite eines kleinen Walls, spiegelsymmetrisch zu der ihr den Namen gebenden Grube zu liegen scheint, und dies dann der Hilum renale ist, komme ich mir vor, als würde ich langsam, aber sicher in das Innere einer mir fremden, jedoch nicht gänzlich unbekanntem Person vordringen. Das Zusammenspiel von konkaven und konvexen Flächen lässt dabei einzig den Schluss zu, dass wir uns zwischen den Nieren dieser Person befinden.« Weiter sprach sie von Nierensteinen und Ausscheidungen, Endprodukten des Stoffwechsels und einer bindegewebigen Organkapsel.



Forschungsgruppe am Rande der Zwangsarbeitsstätte

An den genauen Wortlaut vermag ich mich nicht mehr zu erinnern. Offenbar hatte sie der gebogenen Form der Ortschaft einen für sie passenden Sinn gegeben, als zu unserer Linken, direkt neben der Ortschaft, ein unsagbar tiefes Loch sichtbar wurde. Nicht selten war vonseiten der Bergwerksarbeiter uns gegenüber die Rede davon gewesen, dass Häuser unerwartet darin versanken, Tiere oder kleinere Waldstücke absackten und in einer undurchsichtigen Geröllflut verschwanden.

Da wir gegen Mittag bereits die vereinbarten Gespräche mit den Arbeitern geführt hatten, stand uns der Nachmittag zur freien Verfügung. Wir entschlossen uns, den Rückweg nach Graz zu den anderen nicht frühzeitig anzutreten, sondern den Nachmittag individuell zu gestalten, und insofern mich, wahrscheinlich, weil ich in den flachen und überschaubaren Landschaften Nord-

deutschlands aufgewachsen bin, mit meinem Fortzug von dort eine ungeahnte und tiefe Leidenschaft für Skisprung und insbesondere Skiflug erfasst hatte, war klar, dass ich den freien Nachmittag für einen Besuch der Skisprung-Arena Eisenerz nutzen wollte. Gemeinsam mit der österreichischen Kollegin Anni Oberhauser fuhr ich mit unserem Leihwagen die wenigen Kilometer bis zur Skisprungschanze.

Nachdem wir die Umkleidekabinen und den Auslauf in Augenschein genommen hatten, suchte ich mir einen Weg durch das Unterholz bis zum oberen Ende der Schanze. Nur wenige Minuten, nachdem ich den Anstieg erreicht hatte, näherte sich mir ein Mann. Genau in diesem Augenblick entstand durch Zufall jenes hier abgebildete Foto, das den Ursprungsmoment dieses Buches einfängt. Rechts vom Startbalken, unterhalb der am Stamm ausgedünnten Nadelhölzer, ist neben meinem rot-braunen Mantel eine gebückte Figur zu erkennen, mit blondem Haar und grüner Jacke, die sich in fast bedrohlich wirkender Pose aufrichtet. Doch wie sich schnell herausstellte, handelte es sich bei dem Herrn um den Hausmeister der Skisprungarena, dem unsere Neugier bereits aufgefallen war und mit dem ich nun ins Gespräch kam. Nachdem ich ihm erklärt hatte, was meine Aufgabe bei der Erfassung der Erinnerungen der Bergwerksarbeiter war, trat er einen Schritt näher an mich heran. »Früher«, sagte er, »das muss wohl in den Achtzigerjahren gewesen sein.« Damals, das war ihm noch geläufig, habe es im Internat einen Schüler gegeben, der ebenfalls geschrieben habe. Die anderen Kinder und Jugendlichen hätten ihn teilweise damit während des Trainings geneckt, teilweise habe sicher-

lich auch Bewunderung und Neugier in ihren Stimmen gelegen. Noch ehe er seine Erzählung enden ließ, waren in meinem Kopf die Internatsschüler schon übereinander hergefallen. Sein Bartwuchs und das blonde, bald weiß verzwirbelte Haar machten es mir unmöglich, das genaue Alter meines Gegenübers einzuschätzen, und daher war ich kurz versucht, ihn mit der beschriebenen Person für identisch zu erklären. Dann aber, als hätte er sich einer gewitterten Annäherung erwehren müssen, fügte er hinzu: »Seinen Namen weiß ich nicht mehr. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass er noch niemals was veröffentlicht hat. So was spricht sich rum. Das Einzige, was ich noch sicher erinnere, ist, dass er einen spanischen Vor- oder Nachnamen gehabt hat. Das ist leider alles.«

Die Anhaltspunkte für eine Recherche waren gering, aber nicht aussichtslos. Zweieinhalb Monate nach meiner ersten, anonymen Begegnung mit dem unbekanntem skispringenden Dichter erreichten mich kurz vor Weihnachten die Jahrbücher des Skisprunginternats Eisen- erz von der Gründung 1975 bis zum Jahr 1990. Darin enthalten waren jeweils Listen sämtlicher Schüler der entsprechenden Jahrgänge. Die Listen waren eine einzige Wiederholung. Erst ab dem Jahr 1985 traten auch Schülerinnen darin zum Vorschein. Anhand der Neueinschreibungen war zu erkennen, in welchem Jahr die österreichische Nationalmannschaft bei den Olympischen Spielen zur Zufriedenheit der Nation abgeschlossen hatte. Ansonsten dünnten sich die Jahrgänge im Laufe der Jahre nach und nach aus, bis zuletzt, in den Jahrgangsstufen 12 und 13, nur noch die Erstplatzierten der Vorjahre zu finden waren.



Ursprungsmoment dieses Buches

Verteilt über alle Listen ließen sich vier Personen mit spanischem Vor- oder Nachnamen ausfindig machen. Auf gut Glück durchsuchte ich die Telefonbücher der näheren Umgebung des Internats nach Angehörigen – beziehungsweise, im besten Fall, nach den genannten Personen.

Im Frühjahr 2018, als dritter Eintrag auf meiner Liste, meldete sich Ophelia Maderholz am anderen Ende des Telefons. Und ohne bereits davon zu wissen, hatte meine Suche damit ein Ende gefunden. Sie reagierte überrascht auf meine Fragen, weniger irritiert als vielmehr verwundert darüber, dass eine Recherche zu ihrem Sohn nicht bereits früher begonnen hatte. In kurzen Zügen skizzierte sie mir während des Telefonats das Leben ihres Sohnes, und was sie mir erzählte, zog mich sofort in seinen Bann, so unglaublich und fantastisch klang die Geschichte.

Angespornt von den groben Bausteinen also, begierig auf die Details und bloß wegen ein paar beiläufigen Bemerkungen vom Hausmeister der Skisprungschanze Eisenerz, saß ich acht Monate später in einem Flugzeug und machte mich auf in das Land seiner Geburt: Chile. Über Argentinien und Italien würde ich die Spur seines Großvaters, Franz Maderholz, zurück nach Europa verfolgen, dort, in Spanien, auf die Überreste seines Onkels Carlos Ramírez Hoffmann stoßen und schließlich in der Steiermark, im Skisprunginternat Eisenerz, durch den ehemaligen Schlafraum des Dichters und Skispringers wandeln. Am Ende der Recherche würde es möglich sein, nicht nur erstmals Gedichte von ihm zu veröffentlichen, sondern auch eine detailgetreue Darstellung des Lebens vor uns auszubreiten. Der Unbekannte sollte einen Namen bekommen: Alvaro Maderholz. Doch bis dahin würden noch drei Jahre vergehen.

# 1. Im Auge von Alvaro Maderholz

Santiago de Chile, 1973

In Santiago de Chile, der Hauptstadt der just endenden Republik, steht, erstmals nach den Ereignissen der vergangenen Stunden, Sergio Arellano Stark am Fenster von La Moneda und schaut hinaus auf den vor ihm liegenden Platz, während viele Tausend Menschen die ersten Beben ihres einsetzenden Untergangs spüren. Es ist kein Mensch zu sehen. Einzig zwei Stadtbuslinien haben ihren Verkehr offenbar nicht eingestellt. Die verchromten Motorhauben ziehen unbeeindruckt an den aufgehäuften Schuttbergen vorbei. Dem Brigadegeneral ist es, als würde es noch in den nächsten Stunden zu regnen beginnen, so ruhig und starr liegt die Luft zwischen ihm und dem strahlenden Himmel. Noch aber sind keine Wolken zu sehen.

Nur wenige Straßenzüge davon entfernt, im Viertel Yungay, abseits des Museo de Arte Contemporáneo, in welchem zu jener Zeit nordamerikanische Landschaftsmalereien des 19. Jahrhunderts gezeigt werden, liegt seit diesen Augenblicken eine junge Frau in den Wehen. Ophelia Antuñez ist ein paar Monate zuvor zweiundzwanzig Jahre alt geworden, kaum eine Feier ist es gewesen, und erst vor einem Jahr hat sie ihre Geburtsstadt Tal-tal im Norden verlassen, um wie so viele junge Menschen ihrer Generation das Glück in der Hauptstadt zu suchen.

Schon als die ersten Geräusche der Flieger in den frühen Morgenstunden an diesem Tag zu hören gewesen sind, hat sich bei ihr der Eindruck gefestigt, dass dies der Tag sei, auf den sie und ihre Verwandtschaft sehnsüchtig gewartet haben. Hatten die Ärzte ihr als Datum den 8. September genannt, ist sie bereits am 5., angesichts des gleichbleibend guten Wetters, skeptisch geworden und sieht sich nun bestätigt, wenngleich ihr für Gedanken dieser Art keinerlei Kraft bleibt. Den Einzug der Kettenfahrzeuge durch die niedrigen Straßen, vorbei am Parque Quinta Normal, hat sie schon nicht mehr gehört, da bebte bereits in rhythmischen Abständen ihre Brust, Bauchdecke und Becken, erschüttert von der Kraft bis dahin selten genutzter Muskeln. Auf das Bett hat sie sich gelegt mit dem Vorsatz, noch einige Minuten zu ruhen angesichts der anstrengenden nächsten Stunden, stattdessen aber zieht sie sich nun immer wieder laut atmend zusammen, streckt und windet sich, steht schließlich auf und geht die wenigen Schritte bis ins Badezimmer. Dort, unter der Dusche stehend, sich zu beiden Seiten mit den Armen an der Wand abstützend, bleibt sie und konzentriert sich auf das Prasseln des Wassers auf ihren Rücken. Als sie dabei ihren Mund öffnet, scheint es ihr, als dränge unvermittelt jenes Knistern aus ihrem Inneren hervor, das die Tropfen des Wassers, ihrer Vorstellung nach, in dem groß gewachsenen Hohlraum, der ihr Körper ist, nachklingen lassen. Sie stemmt ihre Hände gegen ihre Hüfte und versucht, den Rücken durchzudrücken. Das Wasser läuft zwischen ihren Augenbrauen hindurch, tropft auf ihre Lider, auf ihre Wangen, rinnt über ihre Lippen. Sie prustet. Das Wasser spritzt zu allen Seiten.

Der September ist bis dahin überraschend warm gewesen und hat der chilenischen Hauptstadt eine nicht abziehende Glocke übergestülpt, was dazu geführt hat, dass das Bassin auf dem Dach handwarmes Wasser bereithält. Erst als sie den Hahn wieder zudreht, fällt ihr die Stille auf, die mehr als die Wohnung die ganze Stadt mittlerweile erfüllt. Kein Knistern dringt mehr aus ihrem Mund, nur ihre jetzt immer schneller werdende Atmung, Luftauswürfe, wie sie sie bisher noch nie erlebt hat. Sie öffnet das Fenster, da der kleine Raum angefüllt ist mit kurzen, tiefen oder lang gezogenen Schleiern verbrauchter Luft, so kommt es ihr vor, und hockt sich auf den Boden. Ihr nackter Körper pendelt zwischen ihren Fersen, nur wenige Millimeter über den Fliesen. Ein kalter Schauer dringt zwischen ihren Beinen hoch, unter ihre Arme, bis an den Hals.

Nachdem sie einige Minuten aufmerksam den vorderen Saum ihrer Matratze in Augenschein genommen hat, erhebt sie sich, zieht Rock, T-Shirt und Schuhe an und tritt durch die Hintertür auf den kaum genutzten Hof. Von hier hat man Zugang zum Hinterhaus, der Länge nach sind Schnüre dazwischen gespannt, auf denen auch jetzt die Bettwäsche irgendeines Anwohners in der Vormittagssonne reflektiert. Ophelia überquert den Hof der Breite nach, streift sich von Mal zu Mal ein Bettlaken aus dem Gesicht, hält zwei Mal inne, greift mit der rechten Hand nach der Leine, atmet, wartet, hat kaum Augen für das leere Blau, das über ihr wütet, und ohne ein Gespür für den Raum oder die Distanz zur Dusche bekommen zu haben, klopft sie an das Fenster von Ferran.

Ferran hat die Tage mit Warten verbracht, weniger auf die Ankunft von Ophelia, vielmehr ist es einer Mü-

digkeit geschuldet gewesen, die Einzug gehalten hat, nachdem Allende am 9. August das Militär versuchte zu befriedigen. Fast am selben Tag war der Bartwuchs in seinem Gesicht ausgebrochen, hatte gewuchert und nach Nase, Ohren und Augen gegriffen, hatte seinen Mund verwachsen, nur Sickergruben zurückgelassen, durch die Ferran mühsam Flüssigkeit in sich aufnehmen konnte. Ihren »nicht durstigen Trinker« hatte Ophelia ihn genannt, wann immer sie die Löcher zurechtschnitt hatte. Als er jetzt hört, dass sie an sein Fenster klopft, greift er mechanisch den Schlüssel seines Citroëns, öffnet die Tür, hakt sich unter, zieht sich mit ihr durch seine Wohnung und verlässt auf der anderen Seite das Haus durch den Hinterausgang.

Trotz der ambitionierten Eröffnung des Muttermunds und starker Wehen wird es noch zehn Stunden dauern, bis gegen 2:27 Uhr Alvaro Antuñez geboren wird.

Ophelia schwitzt, schielt einige Augenblicke vor Entkräftung, schließt die Augen, schreit tonlos und bekommt dann den warmen, feuchten Körper ihres Kindes auf die Brust gelegt. Die Nacht ist warm. Ophelia scheint es, als hätte das Zimmer keine Fenster. Alvaro brüllt, und Hebamme, Pflegerin und Mutter sinken erschöpft in sich zusammen. Die Ärzte haben im Laufe des Tages das Krankenhaus in die eine oder andere Richtung verlassen.

Ferran liegt zu diesem Zeitpunkt im Flur, verteilt über drei Stühle, schlafend, wird nun geweckt von der ersten lautstarken Behauptung des Kindes, erhebt sich, ohne genau zu wissen, was zu tun, schaut aus dem Fenster auf den gegenüberliegenden, unbeleuchteten Teil des

Gebäudes, geht dann zwei Stockwerke hinunter und kauft in der Kantine einige Empanadas für Ophelia und ihn. Als er die Treppen wieder emporsteigt, ist ihm, als hätten sich die Gebäude verschoben. Die Dunkelheit des Gegenübers kriecht über seine Hände, gibt die Wände nicht frei. Wegen letzter sogenannter Kampfhandlungen im Osten der Stadt ist der Strom ausgefallen.

Drei Stunden später steuert Ferran seinen Wagen durch die langsam dämmernde Stadt. Der Morgen hat noch nicht aufgehört. Die Soldaten haben noch nicht mit ihrer Arbeit begonnen. Es ist der 12. September 1973. Allendes letzte Möglichkeit

*en que pueda dirigirme a ustedes*

ist noch keine zwanzig Stunden verklungen.

Ophelia und der Neugeborene werden in den folgenden achtzehn Tagen das Haus nicht verlassen. Ferran genießt es indessen, zwischen seiner und ihrer Wohnung hin- und herzupendeln, bringt Suppe, Gebäck, frische Wäsche, wringt Waschlappen aus, kocht Windeln und Tee. Ophelia schläft. Dann, als es endlich beginnt zu regnen, tritt sie vor die Tür, in den Hof. Es ist ein sonderbarer, leiser Regen, der wellenförmig über den Hof zieht, unter den Putz dringt, hier und dort etwas aufschwemmt, fast unbemerkt aber vorübergeht. Von Alvaros Vater kann bis zu diesem Punkt nicht die Rede sein.

Alvaros Vater, Diego Alfaro Ramírez, wird am 18. August 1945 in Curicó zur Welt gebracht, einem ereignislosen Ort, direkt an der Ruta 5, jener Schnellstraße, die Norden und Süden des amerikanischen Kontinents verbindet, aber weder auf die Familie noch auf die hier geschilderten Ereignisse besonderen Einfluss hat. Wäh-

rend der Zweite Weltkrieg in weiter Ferne vorbeiging, hatte Diegos Mutter, Jimena Alfaro Ramírez, sich zu erinnern versucht, wann genau es war, dass ihr zweiter Sohn plötzlich auf die Welt gekommen war. An einem Tag wurde er gezeugt, und an einem Tag wurde er geboren. Dem sprachlichen Pragmatismus seiner Mutter geschuldet, wurde ihm, als verspätetem Nachkommen seines Bruders, der nächste Buchstabe im Alphabet zugeteilt: Auf Carlos, sieben Jahre zuvor geboren, folgte Diego. War Carlos bei seiner Geburt bereits lang und dürr, aber mit den muskulösen Händen seiner Mutter ausgestattet, war Diego ein kümmerliches Baby mit lichtem Haarwuchs und langsamen Augen, fast als hätte sich die Müdigkeit von Jimenas Körper personifiziert, und nun, nach der Geburt, spürte Jimena eine ungeahnte Kraft zurückkommen.

Mit fast vierzig Jahren war diese vierte Schwangerschaft kaum gewollt, und heimlich hatte Jimena bei der Arbeit auf ihren Gott geschimpft. Auf alles, dessen sie hatte habhaft werden können. Vom Vater des Kindes hatte also auch hier keine Rede sein können. Stattdessen prägte sie weiter Fässer der umliegenden Weingüter, fertigte Siegel, schnitzte Buchstaben, Insignien und Haltbarkeitsdaten in das Holz für den sauren Wein. Die starken Südwinde der letzten Jahre hatten die Stöcke verbogen, und die Winzer erstmals damit begonnen, ihre nutzlosen Säfte zu verbrennen. Ganze Dörfer erblindeten.

Die letzten Wochen vor der Geburt von Diego war sie vornübergebeugt die Bergstraßen hochgegangen. Acht Wochen nach der Geburt ging sie wieder von Hang zu Hang, auf den Rücken gebunden einen schlafenden

Menschen, zwei Arme und zwei Beine, die, freiliegend, von Bienen und Fliegen besetzt wurden, angezogen von der aufgestauten Süße jahrealter Trauben, in ihrer Kleidung konserviert. Begleitet wurde sie vom älteren Sohn, Carlos, der das Lederetui mit den Werkzeugen trug, mit Wasser ihre Schienbeine wusch, für den Bruder Feuer machte, das ihr zum Schmelzen des Siegellacks diente.

Diego Alfaro Ramírez wird mit fünfzehn das ländliche Curicó verlassen, seiner Mutter den Rücken zukehren und versuchen, in Santiago de Chile ein weniger mühsames Leben zu finden. Entbehrung und Mühsal allerdings werden nicht von seiner Seite weichen. Sein Gesicht legt die Arbeit seiner Mutter niemals ab. Mit sechzehn beginnt er am Rande von Maipú in einer Autowerkstatt eine Lehre. Ab diesem Tag zieht sich der Dreck unter seine Fingernägel. Unterkunft findet er bei seinem Bruder Carlos, der schon seit zwei Jahren in der Hauptstadt lebt, sich des Jüngeren annimmt, gleichsam feststellt, dass ihre Welten weit voneinander entfernt sind. Anders als bei dem Rest der Familie werden sich Carlos Hände im Laufe seines Lebens – bis auf den Verlust des kleinen Fingers der rechten Hand bei einem Fliegerunfall, was allerdings angesichts der Ebenmäßigkeit der übrigen Finger kaum auffällt – weder verfärben noch verformen. Der Grund: Carlos liest. In den Antiquariaten von Santiago sammelt er alles auf, was er finden kann: ausformulierte Schlachtengemälde der Punischen Kriege, Bildbände gotischer Kirchen, Handbücher des 15. und 16. Jahrhundert zur Reparatur mechanischer Gegenstände, Biografien vergessener chilenischer Autoren aus dem Süden, Erlebnisberichte vom Salpeterkrieg. Begeistert liest er seinem Bruder aus dem *Kriegs-*

Großer Dank an Esteban Perez und  
Marinus Reuter für die Hilfe bei der Durchsicht  
diverser Fotoarchive.

Erste Auflage Berlin 2026  
Copyright © 2026  
MSB Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin,  
Deutschland  
*info@matthes-seitz-berlin.de*

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die  
Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von §44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Christin Albert, Berlin  
Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7518-1087-6  
*www.matthes-seitz-berlin.de*